

war. Ihm verdankt ausserdem Berlin all die reizenden Blumenparquets auf den öffentlichen Plätzen, den zoologischen Garten und vor Allem den neuen Friedrichshain. Immer war sein Streben auf das Grosse und Ganze gerichtet, obgleich er in hohem Grade die Gabe besass, die Natur in ihren kleinsten Details zu beläuschen und zu benützen. Ein besonderes Interesse erweckt noch die nahe Beziehung, in welcher der Verstorbene zu Friedrich Wilhelm IV. stand, der ihn wie einen Freund ansah. Lenné selbst erklärte nach dem Tode des Königs, die meisten Anregungen zu seinen Entwürfen von diesem empfangen zu haben und ihm die besten Ideen zu verdanken.

Vereine, Gesellschaften, Anstalten.

— In einer Sitzung der kais. Akademie der Wissenschaften am 7. December 1865 legte Prof. Dr. Konstantin Ritter v. Ettingshausen den ersten Theil einer grösseren Arbeit, betitelt: „Die fossile Flora des Tertiärbeckens von Bilin“ vor. Die fossile Flora von Bilin ist die reichhaltigste der bis jetzt bekannt gewordenen vorweltlichen Lokalfloren in Oesterröich. Von Thalphyten, kryptogamischen Gefässpflanzen, Monocotyledonen, Coniferen und Apetalen enthält diese Flora allein über 150 Arten, welche in der vorgelegten Abhandlung beschrieben werden. Sie vertheilen sich auf 16 Klassen und 34 Ordnungen; worunter mehrere Farnkräuter, Spadicifloren, Cupressineen, Abietineen, Cupuliferen, Moreen, Artocarpeen, Polygoneen, Monimiaceen, Laurineen und Proteaceen von besonderem Interesse sind. In der Behandlung des Stoffes befolgte der Verfasser den in seinen früheren phytopaläontologischen Arbeiten betretenen Weg und ging stets in die Begründung der aufgestellten Arten ausführlich ein. Ein seither errungener Vortheil konnte Verwerthung finden. Der Verfasser hat zur Darstellung der Flächenskelete des Naturselbstdruckes sich bedient und den Beweis geliefert, dass dieses Mittel nicht nur für die genauere Untersuchung der Skelete der lebenden Pflanzen, sondern auch für die Vergleichung derselben mit den fossilen unentbehrlich ist. Die Mehrzahl der in den verschiedenen Sedimentgesteinen eingeschlossenen Pflanzenfossilien sind ja in eigentlicher Bedeutung nichts anderes als Naturselbstabdrücke, an welchen meist nur das Skelet, oft bis in das zarteste Detail, sich sehr gut erhalten zeigt, während das Parenchym völlig zerdrückt und in seinen Einzelheiten unkenntlich erscheint. Für die Bearbeitung der fossilen Flora von Bilin stand dem Verfasser ein grossartiges Material zu Gebote. Durch die Liberalität des Fürsten Ferdinand v. Lobkowitz konnte er die reiche Sammlung des fürstlichen Museums in Bilin benützen. Hofrath Ritter v. Haidinger gestattete ihm die Benützung der grossen Sammlung von Pflanzenfossilien des Biliner Beckens in der k. k. geologischen Reichsanstalt; Direktor Hörnes

überliess eine derartige Sammlung aus dem k. Hofmineralienkabinet zur Untersuchung. Die allgemeinen Resultate, welche die Bearbeitung der fossilen Flora des Biliner Beckens ergab, wird der Verfasser in einer nachfolgenden Abhandlung, die den zweiten Theil enthalten soll, veröffentlichen und theilte hierüber vorläufig Folgendes mit: 1. Von den bis jetzt bekannten fossilen Floren zeigt die Tertiärflora der Schweiz die meiste Uebereinstimmung mit der fossilen Flora von Bilin. 2. Die Vergleichung mit der Flora der Jetztwelt ergibt die Repräsentation von mehreren Vegetationsgebieten in der vorweltlichen Flora von Bilin. Es findet sonach dasjenige, was der Verfasser in seiner Schrift „die fossile Flora von Wien,“ Abh. d. k. k. geolog. Reichsanstalt, Bd. 2. S. 30 über den Charakter der Miocenflora angegeben hat, auch hier seine Bestätigung:

In einer Sitzung der kais. Akademie der Wissenschaften am 4. Jänner machte Prof. Simony Mittheilungen „über die Krummholzvegetation des 6300' hohen Sarsteins bei Hallstätt.“ Die Zwergföhre findet sich auf diesem Berge in einer Mächtigkeit entwickelt, wie nur an wenigen Orten der Alpen. Zwischen 5400 bis 6100' M. H. können Stämme von 8 bis 10" Durchmesser häufig vor, ja es sind einzelne Exemplare zu finden, deren Stammesdicke 1' erreicht und deren Astwerk eine Bodenfläche von 150 bis 200 Quadratfuss bedeckt. Die Lebensdauer besprechend, zeigte der Vortragende einige noch bis zum Kern gesunde Durchschnitte mit 180 bis 250 Jahresringen. Er sprach die Meinung aus, dass unter günstigen Umständen die alpine Zwergföhre sich bis zu 200 bis 220 Jahren in allen Theilen vollkommen gesund erhalten könne und dass als äusserste Lebensgrenze 300 Jahre nicht zu hoch gegriffen sein dürften. In Bezug auf das Mass des Wachsens in den einzelnen Lebensperioden wurde bemerkt, dass darin grosse Verschiedenheiten bei den einzelnen Individuen in Folge der sehr wechselvollen Ernährungsfähigkeit des Bodens, der lokalen Exposition gegen Sonne, Wind und Wetter, der Verschiedenheit der auf einanderfolgenden klimatischen Perioden u. s. w. stattfinden, im Allgemeinen sich aber doch so viel herausstellt, dass in den ersten 30 bis 40 Jahren das Wachstum langsam, dann aber rascher fortschreitet und zwischen dem 50. bis 120. Jahre seine grösste Intensität erreicht. Eine ganz allgemeine Erscheinung ist die ungleichmässige Entwicklung der Jahresringe. Sie zeigen nicht nur in ihrer Aufeinanderfolge einen beständigen Wechsel der Dicke, sondern auch jeder einzelne derselben ändert nach den einzelnen Theilen des Umfangs seine Dimensionen. An üppig entwickelten Individuen kommen einzelne Jahresringe vor, die an einer Stelle $\frac{5}{4}$ ", an einer andern nur $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{20}$ " Dicke erreichen, ja manche derselben laufen, ohne sich zu schliessen, vollständig aus. Mit der ungleichmässigen Entwicklung der Jahresringe hängt auch die Excentricität des Markes zusammen. Dieselbe wächst mit dem Alter derart, dass der grösste Abstand zwischen Mark und Rinde nicht selten das Dreifache des kleinsten beträgt. Dabei scheint diese Excentricität in Bezug auf ihre Lage zur wirklichen Mitte an keine Regel gebunden. Bei hundert

an verschiedenen Stämmen vorgenommenen Durchschnitten war das Mark nur 4 Mal in der wahren Mitte, 44 Mal in der oberen, 52 Mal in der unteren Hälfte des Schnittes gelegen. Der Vortragende spricht die Meinung aus, dass diese Excentricität, wenn auch klimatische Exposition und ungleichmässige Saftzuführung nach den verschiedenen Theilen der jeweiligen Peripherie dabei eine Rolle spielen, doch vor allem mit der Astbildung und Aststellung zusammenhängt. — Dr. Josef Böhm überreichte eine Abhandlung betitelt: „Sind die Bastfasern Zellen oder Zellfusionen?“ Der Pflanzenleib ist zum grössten Theile aus Zellindividuen aufgebaut. Zu den verhältnissmässig seltenen Fällen von vollständiger Zellverschmelzung gehören, wie Unger zuerst nachgewiesen, die Milchsaftgefässe. Den Milchsaftgefässen am nächsten stehen hinsichtlich ihrer Grösse im geschlossenen Gewebe gewisse Bastzellen, welche in neuester Zeit vielseitig ebenfalls für sogenannte secundäre Elemente gehalten und mit den Milchsaftgefässen als Glieder einer Reihe betrachtet werden. Die Länge der Bastzellen ist nicht nur bei verschiedenen, sondern auch bei derselben Pflanze eine sehr verschiedene. Der Grund hiefür liegt insbesondere darin, dass nicht sämtliche Bastzellen der Dicotylen in gleichwerthigen Entwicklungsperioden der Gewächse angelegt werden. Es entstehen nämlich während des Längenwachsthumes aus dem Urmeristeme der Vegetationsspitze nebst dem Marke und der jugendlichen Rinde in der Regel auch (primäre) Bastzellen, bei zahlreichen Pflanzen die einzigen und häufig von den während des späteren Dickenwachsthumes vom Cambium aus gebildeten secundären schon auf dem Querschnitte durch Form und Grösse sehr ausgezeichnet. Letzteres ist namentlich bei den echten Loniceren der Fall, wodurch dieselben scharf und bestimmt begrenzt erscheinen. Das Auftreten der primären Bastzellen ist ein sehr konstantes, sie fehlen jedoch sämtlichen Wurzeln und den Stengeln mit latenten Internodien. Bei Pflanzen mit entwickelten Zwischenknoten suchte sie der Verfasser nur bei den Campanulaceen vergebens. Sämtliche Angaben über verhältnissmässig lange Bastzellen (die längsten fand der Verfasser bei *Linum usitatissimum* zu 95 Millim.) beziehen sich nur auf primäre Bastzellen. Hiemit entfällt nun jeder nöthigende Grund, die Bastfasern für Zellfusionen zu erklären, zumal selbe nicht die einzigen sehr langen Zellen im geschlossenen Gewebe sind, indem der Verfasser nachweist, dass die Zellglieder der innersten Spiralgefässe in der Markscheide bisweilen mindestens ebenso lang werden, als die längsten Bastzellen. Der Verfasser bespricht sodann die Schwierigkeit, die Frage in endgiltiger Weise durch das Studium der Entwicklungsgeschichte zu lösen. Diess könne nur bei einer Pflanze geschehen, deren Bastzellen schon bei ihrem ersten Auftreten sich von dem umgebenden Gewebe entweder an sich oder in Folge der Einwirkung bestimmter Reagentien in auffallender Weise unterscheiden und theilweise wenigstens isolirt (nicht in Bündel vereinigt) vorkommen. Allen diesen Erfordernissen genügen die Bastzellen von *Salisburia*. Die auf dem Querschnitte sehr ausgezeichneten primären

Bastzellen stark entwickelter Zweige des Ginko-Baumes sind nicht selten über 40, die in sehr kurzen Internodien höchstens 1 Millim. lang und mit einem braunen Harze erfüllt. Ausserdem finden sich im Marke üppiger Zweige ebenfalls zahlreiche Bastzellen einzeln zwischen die Parenchymzellen vertheilt. Längsschnitte durch die Vegetationsspitzen lehren nichts besonderes. Kocht man jedoch die Präparate auf dem Objektträger in Salzsäure, so erweist sich die oben gestellte Frage endgiltig gelöst. Es sind nämlich sämmtliche Bastzellen schon bei ihrem ersten Auftreten durch ihren Inhalt (Terpenin), welcher durch Chlorwasserstoffsäure schön röthlich gefärbt wird, charakterisirt. Während die Parenchymzellen des Markes sich noch lange Zeit durch Querwände theilen, folgen die Bastzellen nur durch Streckung dem Längenwachstume des Zweiges. Der Umstand, dass die Milchsaftgefässe häufig für Milchsaft führende Bastzellen erklärt werden, veranlasste den Verfasser, zum Schlusse die wesentlichsten Resultate seiner Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte der Milchsaftgefässe anzuführen, woraus sich auch nicht ein stichhaltiger Grund ergibt, die Milchsaftgefässe mit den Bastzellen zu identificiren. Ebenso tritt der Verfasser der Ansicht entgegen, dass die Milchsaftgefässe je aus metamorphosirten Parenchym- oder Gitterzellen hervorgehen.

— In einer Sitzung des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich am 5. Jänner sprach Dr. H. W. Reichardt über das botanische Wirken des Clusius. — Karl Clusius oder Charles de l'Écluse, der Vertreter der botanischen Periode vor Linné, war 1526 zu Arras in der damals flandrischen Grafschaft Artois geboren. Nach dem Besuche der Universitäten von Löwen, Marburg und Wittenberg, wohin ihn besonders Melanchthon zog, kam er nach Montpellier, wo damals der berühmte Arzt und Naturforscher Bondeletius lehrte. Dieser floss Clusius eine solche Liebe zu den Naturwissenschaften ein, dass er sich nunmehr dem Studium der Medicin widmete. 1553 wurde er Licentiat der Medicin und kehrte in seine Heimath zurück, woselbst er sich bis 1563 vorzüglich mit botanischen Studien befasste. 1564 und 1565 begleitete er dann die reichen Grafen Fugger auf einer Reise durch die ganze pyrenäische Halbinsel. Das Resultat derselben war die Entdeckung von über 200 neuen Pflanzenarten, welche er selbst genau zeichnete. In die Heimath zurückgekehrt, war Clusius bis 1573 mit der Bearbeitung seiner mitgebrachten Schätze beschäftigt. Die Resultate wurden in der 1576 erschienenen „Rariorum stirpium per Hispaniam observatarum historia“ niedergelegt. Kaiser Max II., der die Wissenschaften und Künste liebte und sich auch am Studium der Botanik sehr ergötzte (wie Clusius selbst sagt), berief wahrscheinlich auf Anregung seines Leibarztes Crato v. Kraft 1573 Clusius nach Wien. Hier verweilte er bis 1587. Wahrscheinlich nach Max' II., seines Gönners, Tode des Hofflebens überdrüssig und noch mancher anderer Umstände wegen verliess er Wien und begab sich nach Frankfurt am Main, wo er mit Wilhelm IV., Landgrafen von Hessen, in ein freundliches Verhältniss

trat: 1593 beriefen ihn die Stände der Niederlande an die Universität Leyden und er wirkte dort bis zu seinem Tode 1609. Seine beiden letzten Hauptwerke sind „Rariorum plantarum historia“ (1601) und „Exoticorum libri decem“ (1605). Sein Aufenthalt in Niederösterreich umfasste, wie gesagt, die Jahre 1573 bis 1587. Allgemein wird angenommen, dass Kaiser Max II. Clusius die Leitung der kais. Gärten anvertraut hätte, was aber nicht wahrscheinlich ist, wie schon Jacquin bemerkt. Während dieser Zeit durchwanderte er den grössten Theil von Niederösterreich. Namentlich waren des Wiens Umgebungen, dann der Oetscher, Tirnstein, Lunz, Gaming, der Ernstbrunner Wald, welche er besuchte. Im Waldviertel scheint er nicht gewesen zu sein. Die gefundenen Pflanzen kultivirte er theils im Garten seines Freundes Aichholz, theils im eigenen, der sich auf den Abhängen des Schottenberges befand, beiläufig dort, wo sich jetzt Neu-Wien erhebt. Die Frucht dieser Bemühungen ist jenes klassische Werk, das wir als die erste Flora von Niederösterreich ansehen können, die „Historia rariorum stirpium per Pannoniam, Austriam et vicinas quasdam provincias observatarum,“ 1583 in Antwerpen gedruckt. Darin sind weit über 500 Arten abgebildet und beschrieben. Wenn man bedenkt, dass nur seltene Arten oder neue berücksichtigt wurden, so kann man annehmen, dass Clusius über 1000 Species aus unserem Kronlande kannte; also mehr als die Hälfte sämmtlicher bis jetzt beobachteter Samenpflanzen. Er war der Erste, der mehrere für unsere Gegend höchst interessante Bäume beschrieb und abbildete, z. B. die Zerreiche, die Schwarzföhre etc. Er erforschte zuerst die so reiche Flora der Alpen. Auch für alles, was mit der Pflanze in Verbindung stand, hatte Clusius Sinn. So findet sich bei ihm ein reicher Schatz von österreichischen Volksnamen, weil er es nicht verschmähte, mit Jägern, Holzknechten, Kräutersammlern u. s. w. zu verkehren. Ebenso erfahren wir in seinem Werke höchst interessante Daten über die technische oder medicinische Verwendung von einzelnen Pflanzen. Von dem grössten botanischen und kulturhistorischen Interesse sind endlich die Angaben über Gärten und die Einführung von Kulturpflanzen. Clusius war es, der die ersten Reiser der Centifolie aus Belgien erhielt. Er zog ferner die ersten Kartoffeln in Wien (1588), er pflanzte 1576 die erste Rosskastanie; dieser Urahn aller unserer Rosskastanien stand im jetzigen Theresianum, blühte 1603 und war noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts vorhanden.

— In einer Sitzung der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, zu Breslau am 7. December 1865, gab Generallieut. v. Jacobi einen Bericht über seine im verflossenen Herbst nach der Lombardei, einem Theil der Schweiz, Belgien und England unternommenen Reise, wobei derselbe die wichtigsten Gärten am Comer-See und am Lago Maggiore, die botanischen Gärten zu Karlsruhe, Kew und Loewen, die Sammlungen des Baron Kerkhove d'Ouselghem und der Handelsgärtner Amb. Verschaffelt und de Smet zu Gent, sowie des Sir William Saunders zu Rey-

gate bei London ausführlicher charakterisirte und insbesondere die in diesen Gärten von ihm beobachteten Agaven, mit deren monographischer Bearbeitung derselbe nunmehr beschäftigt ist, hervorhob. Geh. Medicinalrath Göppert hielt folgenden Vortrag über einen eigenthümlichen Bernsteinfund bei Namslau in Schlesien; Bernstein wird in Schlesien, wie schon oft erwähnt, seit Jahrhunderten häufig, aber meistens nur vereinzelt, gefunden. An 120 Fundorte habe ich notirt, 5 gehören dem Areal von Breslau selbst an, mehr als ein Drittheil den auf dem rechten Oderufer gelegenen Kreisen von Namslau, Oels und Trebnitz: Pfundschwere Stücke sind nicht selten; das grösste, ein 6pfündiges Stück mit einem tiefen, einen Wurzelabdruck zeigenden Einschnitt, kam vor 12 Jahren in der Oder bei Rösenthal, unfern Breslau, vor, ein anderes von 21 Loth in der Stadtziegelei bei Schweidnitz, von $\frac{1}{2}$ Pfund Gewicht 2 Fuss tief in lehmigem Boden bei Sprottau, u. m. a. Vor einigen Wochen enthielten unsere Tageblätter eine Notiz über Vorkommen von Bernstein bei Namslau. Da es von grossem Interesse ist, die Lagerungsverhältnisse desselben genau zu kennen, ob sie der Geschiebe- oder der tieferen blauen Letten- oder Braunkohlenformation angehören, so bat ich einen sachkundigen Freund und Collegen, Herrn Kreis-Physikus Dr. L a r i s e h in Namslau, um nähere Auskunft und erstaunte nicht wenig, darüber Folgendes zu vernehmen: „Die Fundstätte liegt etwa 300 Schritte westlich von Hennersdorf, zwei Meilen nordöstlich von Namslau, Hennersdorf selbst auf einer mässigen Erhebung, die von Schadegur bis Wellendorf in der Richtung von Norden nach Süden ein Plateau bilde, welches östlich vielfach von Waldungen mit einzelnen kleinen Höhenzügen begrenzt werde. Der Oberboden sei durchweg sandig, der Unterboden lehmig, mit vielen Rollsteinen. An einer kleinen Lehne, die sich nach Westen zu einer Wasserfurche herabsenke, habe ein Arbeiter, Namens Kühnel, aus Polkowitz, beim Steinesuchen zunächst Heidengräber von 4—8 Fuss Durchmesser entdeckt, 5—15 Fuss von einander entfernt, 1 Fuss tief in sandigen Boden. Die Asche, Knochen und einzelne bronzene Geräthschaften enthaltenden Urnen hätten unter einer 5 Fuss hohen Rollsteinschicht gelegen; eine in den kleineren Gräbern, zwei in den grösseren. Von den kleinen seien 10, von den grösseren 3 vorhanden. In einem solchen grösseren Grabe, zwischen den beiden 3 Fuss von einander entfernten Urnen, von mauerartig gesetzten Steinen gedeckt + also hingelegt—habe man Bernstein in der ungefähren Menge von mindestens 8 Metzen gefunden. Den bei weitem grössten Theil desselben habe der Bernsteinwaarenfabrikant Herr Winterfeld in Breslau gekauft. Bernstein sei übrigens schon oft, zuweilen in Stücken von hohem Werth, in der Umgegend von Namslau, wie bei Nimmersdorf, Rankau u. s. w. vorgekommen, aber stets im Sande, unter welchem übrigens, namentlich an genannten Orten, auch bläulicher Letten und Mergel lagere.“ Herr Winterfeld, in weiten Kreisen als Bernsteinwaarenfabrikant bekannt, hatte in der That von daher nicht weniger als 120 Pfund gekauft. Der grösste Theil bestand aus kleineren Stücken, nur ein paar 8—10löthige be-

fanden sich darunter und alle waren, wohl in Folge der oberflächlichen Lage, mit einer oft tief bis in's Innere gehenden Verwitterungskruste bedeckt, oder zeigten den Charakter des Erdbernstens, der sich eben durch diese Kruste von dem mit glatter Oberfläche versehenen frischen Seebornstein unterscheidet. An den umfangreicheren bemerkte man die Eindrücke von Wurzeln, Steinen; die zahlreichen plattenförmigen stammen aus dem Innern der Bäume, die meisten von ihrer Rinde, insbesondere die concentrisch schaligen, welche den zu verschiedenen Zeiten erfolgten Ausfluss des Harzes bezeugen. Spuren von Bearbeitung liessen sich an keinem einzigen Stücke wahrnehmen. Eine Quantität Rollsteine, Gneis, Syenit, Granit mit prächtigem, rothem Feldspath, also nordische Geschiebe, sah ich auch noch unter dem Bernstein als Zeugen der oberflächlichen Lage. Die ganze Quantität des vorhanden gewesenen Bernsteins vermag man mit Genauigkeit nicht mehr zu ermitteln. Notorisch war schon viel verschleppt worden, ehe Herr Winterfeld seine Ankäufe machte, und bei dem Herausnehmen selbst war man auch überhaupt nur mit geringer Sorgfalt zu Werke gegangen, da Herr Dr. Larisch, der auf mein Ersuchen sich abermals an Ort und Stelle begab, beim Oeffnen der inzwischen zugeschütteten Grabstätte noch $1\frac{1}{2}$ Mässel Bernstein zu sammeln Gelegenheit hatte. Diese jedenfalls höchst bedeutende Quantität und die ganze Beschaffenheit der Fundstätte spricht nun, wie sich von selbst versteht, nicht für eine ursprüngliche oder natürliche, sondern nur für eine künstliche oder eine absichtliche veranlasste Ablagerung, deren Ursprung zu erforschen nicht mehr in das Gebiet der Paläontologie, sondern in das der Urgeschichte gehört, der wir es hiermit zur weiteren Beachtung übergeben. Sie möge ermitteln, ob man damit eine Huldigung des Verstorbenen bezweckte, wiewohl man hierzu, so viel ich wenigstens weiss, nur Kunstproducte aus Bernstein, nicht Rohbernstein verwendete, oder feststellen, ob wir nicht vielleicht das in Vergessenheit gerathene Lager eines Händlers der Vorzeit vor uns sehen. Jedenfalls spricht dieser ungewöhnliche, vielleicht bisher noch nirgends gemachte Fund für die ungemaine Ausdehnung des damaligen Verkehrs mit diesem interessanten Fossil, und vielleicht auch für die Wahrscheinlichkeit eines Landweges oder Karavanenzuges, der sich einst von der Donau aus durch das Waagthal oder Oberungarn nach Manuert's, Kruse's d. A. Angaben durch diese Gegenden bis zur Weichsel und Ostsee bewegte. Dass die Römer sehr viel Bernstein auf dem Landwege bezogen, geht unter Anderem auch aus Plinius hervor; der sich überhaupt auch über den Ursprung des Bernsteins ebenso verständig wie über viele andere naturhistorische Gegenstände ausspricht. Plinius erzählt von einem von Nero nach der Bernsteinküste geschickten römischen Ritter, der eine sehr bedeutende Menge Bernstein mitgebracht habe. Die Reise sei von der Donau und Pannonien ausgegangen, wo schon lange Handel und Zwischenhandel mit Bernstein getrieben worden sei. Ob das angeblich häufige Vorkommen von Münzen von Nero in Preussen mit jenen Reisen in Verbindung stehe, wie Einige meinen, lasse ich, wie billig,

dahin gestellt sein. Uebrigens schenkte das ganze Alterthum dem Bernstein von seiner ersten Einführung durch die Phönizier fortdauernd das regste Interesse. Thales von Milet kennt ihn und mehrere seiner merkwürdigen Eigenschaften, desgleichen Plato, Herodot, Aristoteles, Teophrast, Dioscorides, Diodor von Sicilien, Tacitus, Virgil, Ovid; Martial feierte ihn durch Epigramme u. s. w. Somit schiene dem Bernsteinhandel ein fast zweitausendjähriges Alter vor Christi Geburt gesichert. Könnte man nun nicht hieraus, da unsere sämtlichen schlesischen bis jetzt bekannten Heidengräber vorzugsweise nur Bronzewaaren enthalten und unser Bernsteinfund doch jedenfalls mit ihnen in innigster Beziehung steht, nicht auch einen Schluss auf die Zeit der freilich überhaupt schwer zu begrenzenden Bronze-Periode ziehen, welche dann in jenen Zeitraum fallen und nicht so alt sein dürfte, als man gewöhnlich annimmt? Das überall erwachte Interesse für Untersuchungen dieser Art wird auch wohl hier einst zu sicheren Resultaten führen, welche wir auch von unseren historischen Vereinen erwartendürfen, die sich bereits eifrig mit dem schlesischen Heidenthum beschäftigen. Schliesslich nachträglich noch ein Paar hierher gehörende Notizen: a) In unserem Alterthumsmuseum sah ich ein mit Urnen in einem heidnischen Grabe gefundenes und mit ähnlichen blaugrauen graphitartigen Ueberzug versehenes, ziemlich getreues Conterfei unserer Landschildkröte, vielleicht die älteste plastische Darstellung eines deutschen naturhistorischen Gegenstandes. b) In einem Urnenbruchstück, welches Herr Theodor Oelsner, der bekannte Herausgeber der „Schlesischen Provinzial-Blätter“, schon vor Jahren fand, erkennt man deutlich den Abdruck einer kleinen Blattfieder des Johannisfarn (*Aspidium Filix mas*), der ganz unbestreitbar als das älteste Bild einer Pflanze Deutschlands anzusehen ist. Da er mit der Form der Gegenwart ganz übereinstimmt, geht daraus hervor, dass wenigstens diese Pflanze in einer so langen Zeit keine Veränderungen erlitten hat, woran man wohl in unserer Zeit erinnern darf, in welcher so Vielen, bestimmt von dem Glanze der Transmutationslehre, der Begriff der Art und ihrer Dauer bereits ganz verloren gegangen ist. c) Der Geheime Regierungsrath Baron von Wechmar beschrieb und bildete in unseren Verhandlungen vom Jahre 1854 den Inhalt einer von ihm bei Zedlitz, eine Meile von Steinau an der Oder, ausgegrabenen Urne ab, nämlich Werkzeuge, fertige und halbfertige Arbeiten eines Bronze-Arbeiters, sowie 2 Stückchen rothfarbigen, eigenthümlich geformten und durchbohrten, wahrscheinlich zum Anhängen bestimmten Bernsteins. Insbesondere wegen der letzteren, die mit unseren Mittheilungen in einiger Beziehung stehen, fühle ich mich auch berechtigt, auf jene damals nicht benutzte Abhandlung zurückzukommen, der es gegenwärtig gewiss nicht an der ihr gebührenden Würdigung fehlen wird. Die Bernsteinstücke oder Proben lassen zwar die Facetten noch erkennen, sind aber dennoch schon auf ihrer Oberfläche stark verwittert. d) Schliesslich finde ich noch in einer im Jahre 1748 erschienenen merkwürdigen Abhandlung „über den Bernsteinhandel in Preussen vor der Kreuzherrn Ankunft“ einen

Brief des berühmten italienischen Botanikers Paul Boccone, vom Jahre 1667 citirt, in welchem er ein uraltes, in der Gegend des Berges Melone in der Mark Ancona entdecktes Steingrab beschreibt. In demselben habe man in der Gegend des Halses und der Brust des verwesten Leichnams angereihete Corallen von Bernstein gefunden, so gross, als ein Ei, und in solcher Menge, dass man damit wohl hätte einen ganzen Scheffel anfüllen können. In der Uebersetzung (P. Bocconi's Curiöse Anmerkungen etc. Frankfurt und Leipzig, 1697) die Einsicht der Original-Abhandlung gelang mir noch nicht; ist nur von einem halben Scheffel die Rede, so wie auch nur von einem aus Ziegeln gemauerten kastenähnlichen Grabe, nicht von einem Steingrabe. Schliesslich gab der unterzeichnete Secretär einen Bericht über die statistischen Verhältnisse der botanischen Section während seiner nunmehr 10jährigen Leitung, worauf derselbe für die Etatsperiode 1566—67 wiedergewählt wurde.

Literarisches.

Ueber die Flora der schwarzen Schiefer von Raibl gibt Professor Schenk in der naturwiss. Zeitschrift der Würzburger physik. medic. Gesellschaft sehr werthvolle Beiträge. Wir entnehmen daraus, dass die dort vorkommenden eigenthümlichen Formen: *Pterophyllum Sändbergeri*, *Pter. giganteum*; *Cyothectes pachyrhachis* sind, die herrschende Pflanze *Voltzia coburgensis* ist und *Tasniopteris* höchst selten vorkommt. Die fossile Flora Raibl's hat nur wenige Arten mit den übrigen hundert der Flora des Kuepers gemeinsam, und diese gehören der Lettenkohle und dem Schilfsandsteine — folglich geben sie keinen Anhaltspunkt, welchem Niveau der schwarzen Schiefer sie angehören; es scheint jedoch, dass sie eher der Lettenkohle einzureihen seien.

Correspondenz der Redaktion.

Herrn F. G. in G.: „Sie haben noch 700 Expl. zu erhalten.“ — Herrn P. in Hg.: „L. R. befand sich zuletzt in Wüschendorf bei Käsmark.“ — Herrn W. in G.: „Ist nach Wunsch geschehen.“ — Herrn M. R. in S.: „Sie erhalten demnächst die Pflanzen.“ — Herrn J.: „War diessmal älterer Verpflichtungen wegen nicht möglich. Brassai's Abhandlung wird von anderer Seite ihre Beachtung finden.“

Berichtigung.

Wir ersuchen Seite 19, Zeile 20 von oben statt: „*Potentilla anserina*“ zu lesen „*P. argentea*“ und Seite 50, Zeile 8 von unten statt: „*Tinely*“ zu lesen „*Finaly*.“

Redakteur und Herausgeber Dr. Alexander Skofitz.

Verlag von C. Gerold. Druck von C. Ueberreuter.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Österreichische Botanische Zeitschrift = Plant Systematics and Evolution](#)

Jahr/Year: 1866

Band/Volume: [016](#)

Autor(en)/Author(s): Cohn Ferdinand Julius

Artikel/Article: [Vereine, Gesellschaften, Anstalten. 92-100](#)